

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 31. Bromberg, den 9. Februar. 1934

# Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von **Walter Erbse.**



(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Heute stand sie nun wieder an einer Wende ihres Lebens, und derselbe Mann saß am Steuer des Flugzeuges, das sie gerettet hatte. Sie grübelte über die seltsamen Zusammenhänge des Lebens. Schemenhafte Gestalten, die einmal ihren Weg gekreuzt hatten, gaukelten auf und ab und führten einen seltsamen Reigen auf. Im Halbschlaf verwirrten sich ihre Gedanken, nur das Brummen des Motors rauschte in ihren Ohren.

Aus halbgeöffneten Augen sah sie das bleiche aufdämmernde Licht des Morgens und mühte sich, den bleiernen Schlaf von sich abzuschütteln. Sie stand auf, steif und frierend, wischte und rieb die bizarren Eisblumen von den Fenstern der Kabine. Durch einen zarten Nebelhauch schimmerte unten graue Erde, verschwand wieder und tauchte wieder auf In dem zunehmenden Licht sah Gisa Felder, auf denen noch Schnee lag, sie sah Hügel und Wälder, Dörfchen und Städtchen. Sie ahnte nicht, über welches Land ihr Vogel dahinbrauste, ahnte nicht, mit welcher Geschwindigkeit das Flugzeug durch die Nacht geeilt war.

Plötzlich verstummte der Motor. Das Flugzeug glitt in sanftem Fallen tiefer. Es strich über Häuser und Türme einer Stadt. Wie ein Raubvogel stürzte es aus der Höhe nieder. Es war Gisa, als verlöre sie den Boden unter den Füßen. Das Gefühl des Übelseins kam wieder über sie. Sie atmete auf, als der Motor wieder ansprang. Die Stadt war verschwunden, das Flugzeug schwebte nur einige Meter über einem großen, ebenen Platz. Gisa fühlte die Berührung mit der Erde. Eine Strecke weit rollte der Flieger über den harten Boden, dann stand er still.

An der Kabine erschien Dr. Willfeld.

„Wir müssen hier eine kurze Zwischenlandung machen. Ich muß den Benzinvorrat ergänzen."

„Wo sind wir?"

„In Ulm."

Er half ihr aus der Kabine. Ihre Glieder waren steif und kalt.

„Wenn es Ihnen recht ist, trinken wir hier Kaffee und wärmen uns ein Stündchen."

„Ja, gern", sagte sie bereitwillig.

Aber da kam ihr blitzartig der Gedanke an den toten Mann in dem Kasinogarten. Die Angst stieg wieder heiß in ihr auf. Der Telegraph war schneller als ein Flugzeug! Sie sah zwei Männer über den Platz auf sich zukommen. Waren es Häscher? Nein! Die beiden Männer grüßten höflich.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, gnädige Frau", wandte sich Willfeld an sie.

Gisa erkannte, daß die beiden Männer die Flugplatzmonteure waren.

Willfeld sprach eifrig mit den Monteuren.

Sie stand allein und grübelte. Hier wissen sie noch nichts von ihr, aber in Hannover, in Berlin? Warum sollte sie mit Willfeld weiterfliegen? Sie mußte doch ihre Spur zu verwischen suchen!

Dr Willfeld kam zurück.

„So, nun können wir gehen. Ich schlage vor, daß wir in dem Bahnhofsrestaurant Kaffee trinken, in den Hotels wird ja doch in so früher Stunde noch nichts zu haben sein."

Sie nickte nur mechanisch.

„Herr Doktor, ich möchte doch lieber nicht weiter mit Ihnen fliegen, sondern lieber von hier aus den Zug benutzen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir mein Handköfferchen aus der Kabine geben würden."

Der Mann sah sie erstaunt an.

„Hat Sie der Nachtflug so sehr angegriffen, gnädige Frau?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht der Flug."

Dr. Willfeld holte das Köfferchen. Einer der Monteure brachte sie im Auto zur Bahn.

Der Wartesaal war angenehm warm. Gisa Gisbert sah verstohlen zu Willfeld hin, der mit Behagen den Kaffee schlürfte und mit gutem Appetit sein Frühstück verzehrte. Der Bissen würgte sie im Halse. Sie trank hastig. Das warme Getränk tat ihr gut. Willfeld schob den Teller zurück und brannte sich eine Zigarre an. Gisa spielte nervös mit ihrem Handtäschchen.

„Herr Doktor, ich habe eine Schuld zu begleichen. Bitte nennen Sie mir den Preis für die Reise."

Er lachte. „Ich habe Ihnen, Gnädigste, einen Gefallen erweisen können, das genügt."

„Es ist doch schließlich nicht Ihr eignes Flugzeug. Sie sind — —"

„Ja, Angestellter einer Gesellschaft", ergänzte er lachend. „Aber ich bin kein Verkehrspilot und kann es verantworten, einen Gast im Flugzeug zu befördern." Er reichte ihr sein Zigarettenetui über den Tisch. „Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?"

Ihre Hand zitterte, als sie die Zigarette nahm. Sie tat einige hastige Züge.

„Ich danke Ihnen mehr als einen Flug über die Alpen, Herr Doktor! Ich — ich danke Ihnen meine Freiheit!"

„Ihre Bemerkung gestern ließ darauf schließen, daß es mehr als eine Laune war, was Sie zu diesem Flug veranlaßte."

Sie beugte sich über den Tisch, ihre Lippen bebten:

„Ich bin auf der Flucht, Herr Doktor, ich habe einen Menschen getötet."

Der Mann sah sie betroffen an und das Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden.

„Sie scherzen, Gnädigste!"

Gisa sah es ihm an, daß er ihr glaubte, was er nicht für möglich halten wollte.

„Im Kasinogarten habe ich den Menschen erschossen", sagte sie scheu.

Eine harte Falte lag auf der Stirn des Mannes. Er zerdrückte die Zigarre im Aschenbecher.

„Ich kann und darf nicht weiter mit Ihnen fliegen, Herr Doktor. Man wird jetzt wissen, daß ich in Ihrem Flugzeug entkommen bin, in dieser Stunde werden vielleicht alle Flugplätze des Kontinents benachrichtigt sein. Ich — —“

„Sie können recht haben, Gnädigste“, unterbrach er sie mit rauher Stimme. Prüfend ging sein Blick über ihre Gestalt. Ein Grübeln trat in sein Gesicht. Sie fühlte wieder die Angst im Hals würgen, ein Frieren bebte durch den Körper. Sie wartete, daß der Mann fragen würde, daß er ihr ein Wort des Trostes sagen würde oder ihr einen Rat erteilte.

„Unter diesen Umständen, meine Gnädigste, möchte ich Sie doch bitten, den Flug zu bezahlen.“

„Aber bitte!“ Mit zitternder Hand öffnete sie ihr Handtäschchen. Willfeld winkte den Kellner heran.

„Haben Sie etwas Pauspapier da?“

„Wenn dies Stückchen genügt“, sagte der Kellner und nahm das kleine Papier aus seinem Abrechnungsblock.

„Danke, ja.“

Willfeld zog ein Notizbuch aus der Tasche, legte das Pauspapier zwischen zwei Seiten.

„Fräulein Gisela von Benkendorf — nicht wahr?“

„Ja. Mein Künstlername ist Gisa Gisbert.“

„Ihr Paß lautet auf —?“

„Gisela von Benkendorf.“

„Danke.“ Er schrieb, riß eine Seite heraus und reichte sie der Frau.

Die Kopie steckte er mit dem Buch wieder ein. Gisa las den Zettel: „Für einen Flug von Monte Carlo nach Ulm von Fräulein Gisela von Benkendorf Mark 120.— im Auftrag der Albatroswerke erhalten. Dr. Willfeld.“

Sie reichte ihm wortlos einige Scheine. Willfeld nickte.

„Sie erhalten fünfzig Mark zurück.“

„Nein.“

„Kein Trinkgeld bitte!“

Sie fühlte die Schamröte im Gesicht und nahm zögernd den Schein, den er ihr zurückgab.

„Nun möchte ich mich empfehlen, gnädiges Fräulein. Ich werde sofort starten. Ich wünsche Ihnen alles Beste.“

Überstürzt zahlte er den Kellner und verabschiedete sich mit einer kurzen Verbeugung. An der Tür kehrte er nochmal um und kam an den Tisch zurück.

„Wenn Sie meine Hilfe irgendwie mal nötig haben sollten, schreiben Sie mir bitte an die Albatroswerke Neustadt-Hannover.“

Sie schüttelte nur den Kopf. Sie mußte die Zähne zusammenpressen, um nicht aufzuschluchzen. Ausgestoßen erschien sie sich aus der Gesellschaft der Menschen. Jetzt hatte sie Hilfe nötig, und dieser Mann, der sie ihr hätte gewähren können, lief davon vor ihr — einer Mörderin. Zusammengesunken saß sie da, aber bald erwachte wieder ihr alter trotziger Wille in ihr. Sie mußte und wollte sich selbst helfen. Sie nahm ihr Handköfferchen und ging in die Bahnhofshalle, um den Fahrplan zu studieren. In einer halben Stunde ging ein Eilzug nach München.

Als sie am Fahrkartenschalter stand, fiel ihr plötzlich ein, daß sie ja nur fremdes Geld bei sich hatte. Lieber wollte sie da auf den nächsten Zug warten, als das Geld am Schalter zu wechseln. Da sah sie im Täschchen den Fünfzig-Mark-Schein, den ihr Willfeld auf ihre Frankennoten zurückgegeben hatte. Wie gut, daß er jede Mehrzahlung ablehnte!

Das Drängen und Stoßen vor dem einlaufenden Zuge, das Schreien der Zeitungshändler und Kellner peitschten ihre Nerven auf. Sie lehnte sich in die Polster und schloß die Augen. Sie fühlte, wie der Zug sich langsam in Bewegung setzte und atmete erleichtert auf. Aus halbgeschlossenen Augen sah sie die Landschaft vorübergleiten. Die Frühlingsmorgensonne lag auf den schmelzenden Schneeflecken.

Ein altes Ehepaar ihr gegenüber suchte sie in ein Gespräch zu ziehen, aber sie wehrte traumverloren ab und stellte sich schlafend. Wie aus der Ferne klang ihr das Schwatzen der schwäbischen Leutchen.

Die angenehme Wärme und der gleichmäßige Rhythmus des fahrenden Zuges lullten sie nach der anstrengenden Nacht in Schlaf.

Plötzlich schreckte sie auf. Sie sah nach der Uhr und stellte fest, daß der Zug kaum eine Stunde gefahren war.

Sie versank in Nachdenken.

Willfeld?!? Die Bitterkeit quoll in ihr auf, als sie an ihn dachte. Er würde jetzt wohl den Main erreicht haben. In Berlin würde ihn die Polizei erwarten, wenn er auf dem Flugplatz landete, aber sie würden sie nicht finden. Ein leiser Triumph frohlockte in ihr auf. Und Willfeld? Man würde ihn ausfragen, vielleicht sogar der Beihilfe zu ihrer Flucht beschuldigen. Dieser Gedanke ließ ihr das Verhalten Willfelds in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Vielleicht war es eine kluge Berechnung gewesen, daß er sie nicht nach den näheren Umständen gefragt hatte, daß er ihr keine Gelegenheit für Entschuldigungen der Tat gegeben hatte, daß er ihr seine Hilfe versagte. Was wußte er von ihr, wenn man ihn ausfragte? Er hatte sie, eine flüchtige Bekannte, auf ihre Bitten von Monte Carlo nach Ulm mitgenommen, sie hatte den Flug bezahlt — ja, bezahlt! Er hatte ja die Quittung! Nach ihren weiteren Reiseplänen hatte er sie nicht gefragt. Eine gewisse Ruhe kam bei diesen Gedanken über sie.

Der Zug ratterte über die Weichen eines großen Bahnhofes. Augsburg. In raschem Entschluß erhob sich Gisa Gisbert und verließ den Wagen. Sie unterbrach die Fahrt. Das Köfferchen gab sie am Handgepäck auf. Bei der nächsten Bank wechselte sie einige große Frankennoten. Sie mußte ihre Kleidung vervollständigen, die lästige Automütze mußte sie vom Kopf haben. Bald war ein Hut gefunden, der ihr paßte, und nun ging sie von Laden zu Laden. Sie füllte einen eleganten Lederkoffer mit Kleidern, Wäsche und Toilettengegenständen. Im Auto fuhr sie dann mit dem neuen Gepäckstück zum Bahnhof zurück. Ihren nagenden Hunger stillte sie im Bahnhofsrestaurant, wo sie zu Mittag aß. Am Nachmittag fuhr sie nach München.

Sie stieg in einem einfacheren Hotel, als sie sonst gewohnt war, ab und ließ sich Tee und kalte Platte auf ihr Zimmer bringen. Nur wenig aß sie, denn die Müdigkeit lag ihr bleiern in den Gliedern. Fast war sie zu müde, sich auszukleiden. Ganz erschöpft sank sie ins Bett. Gedämpft drang der Lärm der Straße zu ihr herauf, aber bald lag sie in einem festen, traumlosen Schlaf.

Als sie erwachte, war es heller Tag. Mit verwunderten Augen blickte sie umher. Sie richtete sich auf und strich die wirren blonden Haare aus der Stirn. Hatte sie einen schweren Traum geträumt? Sie sprang aus dem Bett und reckte die Glieder. Sie war nicht gewohnt, Träumen nachzuhängen, aber immer wieder blieben ihre Gedanken an dem toten Mann im Kasinogarten hängen. Sie stampfte mit dem Fuß auf, sie war zornig über sich selbst. Sie schellte dem Zimmermädchen und bestellte das Bad. Später trank sie im Frühstückszimmer Kaffee. Ihre auffallende, blonde Schönheit zog die Blicke der Gäste auf sich. Sonst war sie hochmütig an diesen Blicken vorübergegangen, heute fühlte sie sich beengt, beobachtet. Sie verschanzte sich hinter eine Zeitung. Sie las Seite für Seite und wußte dann nicht, was sie gelesen hatte. Sie las von Morden und Verkehrsunfällen, aber nirgends fand sie eine Notiz von Monte Carlo. Aufatmend legte sie die Zeitung beiseite.

Die Tage dehnten sich endlos. Gisa suchte in den Museen und den Theatern ihre Gedanken abzulenken, doch immer wieder ergriff sie die Zeitungen.

Allmählich verebbte die Unruhe in ihr. Ihr Erlebnis in Monte Carlo verblaßte. Sie begann ihre überstürzte Flucht aus dem sonnigen Süden in das naßkalte Aprilwetter Deutschlands fast zu bereuen. Aber als sie dann doch nach fast acht Tagen von einem Mord in Monte Carlo las, da wich das Blut aus ihrem Gesicht und ein Zittern befiel ihren Körper. Das war in einem kleinen, vornehmen Café. Sie fand den Bericht nicht unter den neuesten Nachrichten und Telegrammen. Zwischen den Berichten aus aller Welt, unter Nachrichten über Überschwemmungen und Schiffsuntergängen fand sie ihn. Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen, als sie las:

„Ein Mord in Monte Carlo. Im Kasinogarten wurde der in Nizza und Monte Carlo sehr bekannte Lebemann Vicomte de Ribmans erschossen aufgefunden. Der Graf hatte an dem Tage größere Verluste am Spieltisch erlitten, daß man zuerst an den in Monte Carlo nicht ungewöhnlichen Fall des Selbstmordes glaubte. Die Untersuchung ergab aber, daß

der Graf von fremder Hand erschossen sein mußte. In Verbindung mit dem Mord wird die deutsche Filmschauspielerin Gisa Gisbert gebracht, die seit jener Nacht plötzlich aus Monte Carlo verschwunden ist. Weitere Nachforschungen über den mysteriösen Fall sind im Gange."

Das Zeitungsblatt zitterte in ihrer Hand. Sie fühlte wieder das Würgen im Halse. Sie winkte dem bedienenden Mädchen und verlangte ein Glas Wasser.

„Der gnädigen Frau ist es nicht wohl?"

Gisa trank das Glas Wasser und atmete tief. Sie lächelte in das besorgte Gesicht des Mädchens.

„Eine kleine Schwäche. Es ist schon vorüber."

Sie zahlte und ließ sich von dem Mädchen in den Mantel helfen.

„Soll ich der gnädigen Frau ein Auto besorgen?"

„Nein, danke, ich will zu Fuß gehen. Es ist besser."

An dem nächsten Droschkenhalteplatz nahm Gisa doch einen Wagen und fuhr in ihr Hotel. Sie fühlte einen bohrenden Kopfschmerz. Sie kühlte die Stirn mit kölnischem Wasser und legte sich auf die Ottomane. Allmählich wurde sie ruhiger und gewann wieder Gewalt über die jagenden Gedanken. Was sollte sie nun beginnen? In welche einsame, weltverlassene Gegend sollte sie sich verstecken? Eins war sicher, sie mußte so bald als möglich München verlassen. Vielleicht war es nur ein Zufall, daß sie noch nicht festgenommen war. Aber wohin sollte sie sich wenden? Würde es in einer anderen Stadt anders sein? Überall fühlte sie sich bedroht, verfolgt wie ein gehetztes Wild. Ihre Hände krampften sich ineinander. Warum war sie so feige, so entsetzlich feige? Gisa sprang auf. Sie kämpfte gegen den Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschwörung im „Land der ewigen Freiheit".

Von G. W. Brüdern.

In das sonst so geruhsame Leben von San Marino ist helle Aufregung geraten: Zwei fremde Verschwörer wollten die beiden Regierenden Kapitäne, die Oberhäupter einer der sonderbarsten Republiken Europas, ermorden, Aufruhr stiften, die Stadt in Brand stecken und im Schutze des zu erwartenden Chaos den Staatsschatz rauben. Glücklicherweise war die Polizei des Zwergstaates auf der Hut, und sie, die sonst nur Kampf gegen herrenlose Hunde, mangelnde Sauberkeit, Bettler und übereilige Kraftfahrer führt, hat mit ungewohnt fester Hand zugegriffen und ein in der Geschichte des friedlichen Freistaates einzigartiges Verbrechen im Keim erstickt.

In der übrigen Welt kannte man von San Marino kaum mehr als seine Briefmarken, die nicht unwesentlich zum Ausgleich des Staatshaushaltes beitragen, aber nur zum geringsten Teil postalisch regelrecht zur Verwendung gelangen. Dafür sind sie um so schöner in Zeichnung und Druck, mit ihren Darstellungen vom zinngekrönten dreigipfeligen Monte Titano, an dessen Fuß die Hauptstadt liegt, vom mittelalterlichen Regierungsgebäude, dem Stolz des Ländchens, und von ihren Capitanis reggentis, den alle sechs Monate wechselnden Staatsoberhäuptern.

Ein sonderbarer Miniaturstaat, dieses San Marino, das verkrochen in den Bergen zwischen Umbrien und den Marken liegt, eigentlich nur aus einem Gürtel alter Festungswerke besteht, die verhältnismäßig stärkste Wehrmacht auf Erden besitzt und seit mehr als 1500 Jahren allen weit größeren Nachbarn, selbst dem geeinten Italien gegenüber seine Freiheit bewahrt hat.

Ein ehemaliger Krieger aus Dalmatien, der Heilige Marinus, soll im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hier am Abhang des 750 Meter hohen Monte Titano in einer Höhle gelebt, das Christentum gepredigt und die nach ihm benannte Siedlung gegründet haben. Die Leute von San Marino, zurückgezogen in ihren unwegsamen Bergen, abseits der großen Straße lebend, mischten sich kaum in die Streitigkeiten ihrer Nachbarn und begaben sich lediglich freiwillig in den Schutz der Herzöge von Urbino. Als deren Land im 17. Jahrhundert dem Kirchenstaat anheim fiel, bestätigte der Papst den Schutzvertrag mit der kleinen Republik. Ein Jahrhundert später versuchte ein Kardinal durch einen Federstrich die Freiheit San Marinos aufzuheben, aber der Papst selbst maßregelte seinen Legaten und gab den San-Marinesen ihre alte Unabhängigkeit wieder. Nicht mit Unrecht rühmte sich damals der Zwergstaat, das Land der ewigen Freiheit zu sein. Dies um so mehr, als selbst Napoleon, der größere Reiche stürzte, die Unabhängigkeit des Ländchens unangetastet ließ. Als er 1797 die Romagna eroberte, schickte er seinen General Monge nach San Marino, ließ die Bewohner seines Schutzes versichern und ihnen eine Gebietsvergrößerung anbieten. Klugerweise verzichtete man auf die Gabe, die später einmal zum Verhängnis hätte werden können. Die San-Marinesen baten sich nur etwas Getreide und einige Kanonen aus, die heute noch auf dem Kastell aufbewahrt werden. Später tastete auch das neue Königreich Italien die Freiheit des Zwergstaates nicht an.

So bildet heute San Marino inmitten der Apenninenhalbinsel eine winzige Enklave von rund 60 Geviertkilometern mit rund 13000 Einwohnern. Es steht unter dem Schutz Italiens, das die Gerichtsbarkeit sowie das dortige Zoll-, Post- und Telegraphenwesen ausübt und die San-Marineser Belange im Auslande vertritt, soweit dies überhaupt nötig ist. Keine einzige Eisenbahn durchzieht das Gebiet, und die Hauptstadt liegt mehr als vierzehn Kilometer vom nächsten Bahnhof entfernt. Die Geschicke des Landes werden von einem großen Rat aus 60 Mitgliedern gelenkt, von denen je ein Drittel aus dem Adelsstand, dem Bürgerstand und dem Bauernstand entnommen wird. Die Ratsmitglieder sind auf neun Jahre gewählt, und alle drei Jahre findet eine Erneuerung eines Drittels der Mitglieder statt. Der große Rat wählt aus dem Bürger- und dem Bauernstand je einen Regierenden Kapitän, der freilich nur ein halbes Jahr seines Amtes waltet. Alle Ämter, mit Ausnahme der richterlichen, werden ohne Bezahlung ausgeübt, so daß der Beamtenapparat fast kein Geld kostet und die Finanzverhältnisse des Zwergstaates in jeder Hinsicht zufriedenstellend sind. Wirtschaftliche Erschütterungen und Arbeitslosigkeit, wie sie heute über die ganze Welt verbreitet sind, kennt das kleine Land nicht.

Die Wehrmacht ist — wenigstens auf dem Papier — bedeutend. Alle männlichen Bewohner sind vom 16. bis zum 55. Jahr milizdienstpflichtig. Ständig unter Waffen sollen von rund 13000 Einwohnern 1000 Mann stehen. In Wirklichkeit tun sie nur wenig Dienst. Und der Oberbefehlshaber hat von seiner Stellung, die ihm den schönen Namen eines Generalkommandanten mit einem Generalleutnant und einem Generaladjutanten einbringt, sehr wenig Arbeit. Um so prächtiger erglänzt seine Uniform.

So ist San Marino mitten im modernen Italien als ein Idyll aus vergangenen Zeiten erhalten geblieben. Idyllisch in seiner Lage, idyllisch in seinem geruhsamen Leben, idyllisch in seinem patriarchalischen Gepräge. Es wäre um ein Haar auch idyllisch in der Verleihung von Titeln geworden. Denn eines Tages — vor etwa vierzig Jahren — fiel es dem Großen Rat ein, einer Engländerin dafür, daß sie vor dem Regierungsgebäude einen neuen Brunnen stiftete, den Titel einer Herzogin zu verleihen. Später sah man wohl ein, daß ein derartiges Gebaren nicht gut zu einem Freistaat paßte, und es hat seitdem nie wieder einen San-Marineser Herzog gegeben. Schade! sagt sich wohl mancher vermögende Zeitgenosse. Mancher würde sich gern einen billigen Adelstitel kaufen.

## Der helle Pelzbesatz.

Skizze von Karl Fritz v. Woedtke.

Ein Mann, der etwas von Damenmoden versteht, ist meistens kein richtiger Mann. Aber Achim bildete insofern eine Ausnahme, als ihn sein Beruf verpflichtete, über die seidenen Sorgen des eitleren und schöneren Geschlechtes auf dem Laufenden zu sein. Achim war Modezeichner.

Natürlich kam er durch den altbewährten Konflikt zwischen Liebe und Pflicht hierbei des öfteren in unangenehme Zwickmühlen. Denn wenn ein hübsches Mädchen auf der Straße an ihm vorbeiging, hatten seine lebenslustigen blauen Jungensaugen selten Zeit, sich in die der Herankommenden zu versenken. Nein, sofort meldeten sich berufliche Gedanken,

die mechanisch und unaufhörlich in ihm registerten: Diese neuartige Raffung der Rüschen muß ich mir für mein nächstes Modell merken. Oder: das stumpfe Blau gegen die gelbe Einfassung, — unbedingt originell. Und so endlos weiter. Nachträglich ging ihm natürlich stets darüber ein Licht auf, daß soeben „sein Typ" an ihm vorbeigeschwebt war. Aber was half alles Halsausrenken. Das Mädchen mit den eigenartigen Rüschen war bereits verschwunden.

Achim schimpfte sich oft einen elenden Fachsimpler. Sehr erfreut über das rein berufsmäßige Interesse an anderen Mädchen war dagegen erklärlicherweise seine Braut, die dunkelblonde Annelore, zugleich seine getreue Helferin und findige Mitarbeiterin.

An einem gläsern kalten Wintervormittag ging Achim durch den tief verschneiten Tiergarten. Absonderliche Figuren mit seinen Fingern in der Luft malend — es war die erste Inspiration für ein Ballkleid des Filmstars Olivia Platt, das sie am Schluß ihres neuen Films zu einem möglichst dekorativen Happy end tragen sollte — wanderte er einen stillen, nur durch entfernte Zurufe von Schlittschuhläufern belebten Seitenpfad, als eine junge, gertenschlanke Dame, die anmutig und etwas gelangweilt kleine Schneewölkchen von den Bäumen stäubte, sich ihm näherte.

Das ist es, jubelte es in der Seele des Modezeichners, das ist genau der Schnitt für Olivias Kleid, das sie für die Szene, wenn sie aus dem sibirischen Kerker flieht, braucht. Filmstars pflegen sich ja bekanntlich nur selten so weit entäußern zu können, daß sie in Gefängnissen und anderen Stätten des Elends nicht immer noch wie aus dem Ei gepellt aussehen. „Herrlich", dachte Achim, „der helle Pelzbesatz zu dem satten Dunkelgrün des Winterkostüms und dazu der leicht geraffte Rock. Sehr russisch und durchaus sportlich. Eignet sich großartig für die sibirische Kerkerszene!"

Und er äugte mit wahren Adlerblicken, um die ihn in diesem Augenblick sämtliche im benachbarten Zoo in hohen Käfigen inhaftierten Könige der Luft hätten beneiden können, die unbefangen daherkommende junge Dame an. Die bemerkte sekundenschnell mit dem Instinkt, der nicht nur Tiere des Waldes, nein, auch junge Mädchen auszeichnet, daß sie aufs Korn genommen wurde. Und zwar so durchdringend wie noch nie.

Sofort und durchaus gegen ihren Willen wurden ihr Blick und ihr Gang leicht gehemmt; und als sie sich dem gierig spähenden Mann bis auf fünf Meter genähert hatte, stand es bei ihr endgültig fest, daß er das große Schicksal für ihr weiteres Leben bedeute. Junge Mädchen von 1934 sind nämlich genau so romantisch veranlagt, wie es anno 1834 die Biedermeier-Jungfern waren. Nur zeigen sie es nicht so.

Cilly — so hieß die junge Dame —, in deren allerliebstem Kopf keine weiteren Sorgen geisterten, ließ nach bekanntem Rezept im Vorbeigehen ihren Handschuh fallen. Achim, selig darüber, daß es ihm so leicht gemacht wurde, sprang danach und überreichte ihn der Dunkelgrünen.

„Ein herrlicher Tag", sagte er, um eben etwas zu sagen. Aber was nur als einleitende Redensart gemeint war, beherrschte die Stimmung so, daß ohne die verzauberte, von Schnee blinkende und knirschende Parklandschaft dieses Zusammentreffen nicht das Seltsame, Unwirkliche gehabt hätte, was Cilly so gefangen nahm. Schweigend gingen sie nebeneinander her.

Achim betrachtete sie von der Seite und studierte ihr Äußeres. Und Cillys Gefühle, in tragischer Täuschung befangen, schwollen unter seinen, wie sie spürte, bewundernden Blicken gewaltig an. Denn Achim war wirklich ein schöner Mann. Schön, ohne jeden zuckrigen Beigeschmack.

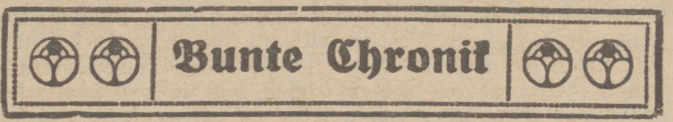
Indes wartete Achims regelrechte Braut Annelore nun bereits zwanzig Minuten geduldig unter der Normaluhr des Bahnhof Zoo, die schon Tausende von Liebespaaren unter ihren grausam aufrichtigen Zeigern sich treffen sah. Achim war doch sonst so pünktlich. Wo mochte er nur sein?

Als gäbe es eine Gedankenübertragung, durchfuhr den Modezeichner plötzlich die Erkenntnis seines Verabredetseins. Wie werde ich das Mädchen mit dem Kleid bloß los? dachte er und beschleunigte seine Schritte. Wie fessele ich bloß diesen Mann? dachte Cilly, und so gingen sie aus dem Tiergarten hinaus, nichts als bloße Redensarten wechselnd.

„Es tut mir sehr leid, aber ich habe mich verabredet", sagte Achim und blieb mit einem Ruck unweit der berühmtesten Normaluhr Berlins stehen. „Die Dame dort ist meine Braut; sie wartet schon auf mich." Als er merkte, wie Cillys Jungmädchenblick erstarrte, fügte er hinzu: „Aber glauben Sie mir, Sie werden mir unvergeßlich bleiben. Sie haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht."

Cilly reichte ihm mit einem melancholischen Augenaufschlag, gegen den Werthers sämtliche Leiden bloße Spielereien waren, die Hand. „Sie sind verlobt", sagte sie bedeutungsvoll und ging. „Hart am Schicksal vorbei", schrieb sie abends in ihr Tagebuch, „dennoch war es eine romantische Begegnung."

Nur eins konnte sich die ahnungslose Cilly nicht erklären. Warum nämlich Achim, gleich nachdem er seine Braut begrüßt hatte, sofort mit ihr gemeinsam der unglücklich davonschleichenden und nur heimlich zurückblickenden Cilly einen prüfenden und interessierten Blick zugeworfen hatte. Und am unerklärlichsten war ihr, daß im Gesichtsausdruck der Braut nicht die geringste Spur von Eifersucht, nein anscheinend nur eine durchaus kennerhafte Freude und helle Begeisterung über den Anblick der eleganten, wenn auch herzengebrochenen Cilly lag.




**Fliegen als Opfer der Todesstrahlen.**

Die gefürchteten Todesstrahlen, durch die es möglich sein soll, Menschen und Tiere über größere Entfernungen hinweg mittels elektrischer Wellen zu töten, sind bis heute erfreulicherweise nicht Wirklichkeit geworden. Wird es damit demnächst anders werden? Es gewinnt fast den Anschein, wenigstens wenn sich die Angaben eines Amerikaners C. R. Chadfield, Lektors an der Technischen Hochschule zu Leicester in den Vereinigten Staaten, bestätigen sollten. Der Genannte geht von der Ansicht aus, daß die Nervenreize aller lebenden Wesen auf elektrische Wirkungen zurückzuführen sind und die Nerven selbst durch Hochfrequenzstrahlen abgetötet werden können. Und zwar besitzt jedes Geschöpf nach Chadfields Meinung eine besondere Wellenlänge, die sich durch entsprechende Abstimmversuche feststellen läßt. Mit einem Apparat von nur beschränkter Reichweite erzeugte der Gelehrte elektrische Hochfrequenzschwingungen von 300 000 Kilohertz, und zwar zwischen zwei 60 Zentimeter von einander entfernten Kupferplatten. Als Versuchstiere dienten zunächst Fliegen, die, wenn sie zwischen den Platten in die Bahn der Strahlen gerieten, unverzüglich starben. Bei einem späteren Versuch büßte auch eine in einem gläsernen Behälter befindliche Maus ihr Leben ein. Keins der Tiere zeigte äußere Verletzungen. Chadfield gedenkt seine Versuche mit einem fünf Kilowatt starken Apparat fortzusetzen, der 500 mal stärker wirken soll als jener, dem die Fliegen und die Maus erlagen. Dabei ist von der Aufsichtsbehörde zur Bedingung gemacht, daß weitere Versuche nur in einem völlig mit Kupfer verkleideten Raume vorgenommen werden dürfen. Ob sie in der Tat zu den berühmten und vielerorts so sehr gefürchteten Todesstrahlen führen werden, bleibt immerhin abzuwarten.




**Genaue Auskunft.**

„Können Sie uns sagen, wann die Streitigkeiten zwischen den Eheleuten begannen?"

„Ganz genau hoher Gerichtshof, ich war doch bei der Hochzeit dabei!"

**Verständliches Bedauern.**

„Schade, daß Sie bei Barzahlung 10 Prozent Rabatt geben."

„Wieso?"

„Ich kann nämlich nicht bar zahlen."


Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.